



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Jahr 1857 in der Schweiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Jahr 1857 in der Schweiz.

Nicht leicht hat die Schweiz ein mannigfaltiger bewegtes Jahr durchgemacht, als das jüngst abgelaufene war. Der drohende Krieg, das nach allseitigem Zugeständniß großartigste aller bis jetzt gefeierten Schützenfeste, verbunden mit einer allgemeinen nationalen Ausstellung, dann die Erneuerungswahl des Nationalraths und durch dessen Mittel die Erneuerung des Bundesraths, zuletzt die Krisen für die Industrie, deren Gedeihen die ökonomische Wohlfahrt vieler Tausende, ja ganzer Cantone bedingt: dies mit manchem Andern hat sich uns in den Rahmen eines einzigen Jahres zusammengedrängt. Und wenn man nun erfährt, daß alle diese recht eigentlich das Mark des öffentlichen und privaten Lebens berührenden Erscheinungen an unserm Volk vorübergegangen sind, ohne es im Geringsten aus der Bahn jener ruhigen Verständigkeit zu werfen, die einen Hauptcharakterzug des Schweizlers ausmacht, dann wird man uns zugestehen, daß die Zeiten gründlich absolvirt sind, in denen die kleine Alpenrepublik mit einigem Schein von Grund dem monarchischen Europa als ein enfant terrible in der politischen Warnungsafel notirt werden konnte.

Gewiß, die Zeit der Putsche ist vorüber. Den letzten hat man unter monarchischer Fahne versucht, allein der Erfolg war so wenig ermunternd, daß ich Ihnen gutstehen möchte, es wird nicht so leicht eine Partei einen „allerletzten“ wagen. Ueberhaupt sind die Putsche schon seit dem großen allgemeinen Losgang der Parteien vom Jahr 1847, genannt Sonderbundsfeldzug, nur mehr als Seltenheiten zum Vorschein gekommen, während das Schicksal zwischen 1836 und 1847 ihrer durchschnittlich alle Jahre einen auf die Tagesordnung setzte. Was derartiges seit 1848 in den Cantonen Freiburg und Tessin passirt ist, waren nur die letzten Zuckungen einer überwundenen Periode. Ich möchte diese Erscheinungen — si parva licet componere magnis — in etwas vergleichen mit den letzten Unternehmungen der von den Spaniern und Maria von Medici unterstützten französischen Großen unter Heinrich IV. und Richelieu, und was zur heutigen Stunde von ähnlichen Machinationen aus etlichen katholischen und paritätischen Cantonen verlautet, erinnert nicht übel an die Fronde, für welche sich aber ebenfalls ein Mazarin

finden wird. Ein jedes Bild hinkt, so natürlich auch dieses; allein es heißt Personen und Sachen nicht übermäßige Gewalt anthun, wenn wir den Spaniern jener Zeit hier die Armeen und Diplomaten Roms substituiren, und jenen Großen und Frondisten die aristokratisch-ultramontane Partei. Selbst zum Portrait des berühmten Cardinals von Neß könnte mehr als ein Exemplar aus den Curien von Freiburg, St. Gallen und Chur sitzen. Nur für jene welthistorischen Gestalten, welche die neufranzösische Monarchie begründet haben, liefern unsre demokratischen Verhältnisse kein ausdrucksvolles Analogon, wol aber ein alle Parteien mächtig beherrschendes Collectivwesen: den schweizerischen Nationalgeist, immer wach in den Gemüthern des Volkes und documentirt in der frei vom Volk gesetzten und darum im höchsten Ansehen stehenden Bundesverfassung von 1848.

Die Kriegsmusik, mit welcher uns das vorige Jahr eingeläutet wurde, hat so laut über die Grenzen der Schweiz hinausgetönt, die Angelegenheit ist durch die europäische Bedeutung, die sie gewann, so bekannt geworden, daß Sie mir ein Eingehen in die neuenburger Frage gern erlassen. Nur das Moment erlauben Sie als für die Geschichte der Schweiz epochemachend festzustellen, daß die Einigkeit, mit welcher alle Cantone und Parteien sich zusammenscharten, als man ihnen mit Krieg drohte, und ganz besonders als der französische Moniteur durch grundlose Verdächtigung der obersten Landesbehörde das nationale Ehrgefühl verletzte, daß — sage ich — diese Einigkeit unserm Volk eine Schnellkraft und ein Gefühl der Stärke verlieh, wie es seit dem Eintritt der Reformation nie mehr dagewesen. Als dann die feste und einige Haltung der Schweiz (diese wol nicht allein! d. Red.) ohne Zerwürfniß zum Ziel geführt hatte, erreichte das nationale Selbstgefühl, wie natürlich, den Höhepunkt. Das Ereigniß war so recht geeignet zu zeigen, daß die Existenz der Schweiz nicht etwa ganz allein, wie die in gewissen Kreisen landläufige Redensart lautet, von der gegenseitigen Eifersucht ihrer Nachbarn abhängt, sondern daß sie dieselbe zum guten Theil auch ihrer eignen Macht verdankt und ihrer geheimen geistigen Allianz mit den Ideen des liberalen Europa, deren für uns Schweizer consequentester und treuester Ausdruck in neuerer Zeit immer die öffentliche Meinung Englands und die Politik Lord Palmerstons war, weswegen man hier den „alten Pam“ nur mit großem Bedauern hat fallen sehen.

In unserm Verhältniß zu Deutschland konnte der neuenburger Handel natürlich keine sonderlichen Freundschaften fördern. Indessen hat man hier immer das preußische Volk und die manteuffelsche Politik scharf auseinandergehalten, ja selbst die letztere kam im Urtheil unserer Presse noch ziemlich glimpflich weg, der Zorn der öffentlichen Meinung entlud sich mehr über den Häuptern des „schwarzen Cabinets“ in Neuenburg und seines Chefs, den die Untersuchungsacten der Insurrection als die Seele des ganzen Unternehmens und als

den sehr übel berichtenden Rathgeber des berliner Cabinets hingestellt haben. Weit schlimmer als auf die Preußen, unsre damals ausgesprochenen Feinde, war man hierseits auf die „Schwaben“ zu sprechen, unter welchem Ausdruck man in der Schweiz schlechtweg alle Süddeutschen begreift. Auch hier mußten, trotz einiger uns günstigen Manifestationen in Stuttgart, die Völker für das Verhalten der Regierungen büßen. Von den Preußen sagte man sich: Je nun, wenn der König befiehlt, so müssen sie halt marschiren; geht auch das Fürstenthum Neuenburg das Königreich Preußen blutwenig an, so ist der Fürst von Neuenburg nun einmal der König der Preußen und daß diese, wenn auch nur in reinen Hausangelegenheiten ihrem König folgen, ist im Grunde ganz in der Ordnung; unsere republikanischen Regierungen würden mit widerspenstigen Provinzen auch nicht sehr gnädig umspringen. Allein Baden, Württemberg und Baiern — so sagte man sich hier darüber — was hat die Schweiz gegen diese verbrochen? Was verpflichtet diese, ihr Land als Feindesland herzugeben, da ja der Fürst von Neuenburg kein deutscher Bundesfürst ist? Daneben zerbrach man sich den Kopf über die Raison, die namentlich der Politik des Großherzogthums Baden zu Grunde liegen mochte, da es alle Aussicht hatte, beim Ausbruch des Krieges der Schauplatz wenigstens der ersten Feindseligkeiten zu werden.

Welche Stimmung bei diesen und ähnlichen Betrachtungen anwuchs, können Sie sich leicht denken. Und da die berührte Politik eigentlich nur einen neuen Ring in einer Jahrzehnte und Jahrhunderte lang gezogenen Kette von nachbarlichen Mißliebigkeiten bildete, so haben Sie auch den Schlüssel zu dem Räthsel, warum der Rhein von Constanz bis Basel die anliegenden Völkerschaften nicht weniger schroff trennt, als der Rhein zwischen Basel und Lauterburg, trotzdem daß uns starke Bande der Sprache, Literatur und eines reichen Handelsverkehrs eng aneinanderknüpfen sollten.

Es war hohe Zeit, daß die handwurmartigen diplomatischen Unterhandlungen in Paris über die neuenburger Frage ihre Endschafft erreichten. Das eidgenössische Schützenfest nahte, und da duldet der Zug des republikanischen Souveräns keine Fesseln. Seine nur durch das Vertrauen in den Bundesrath im Zaum gehaltene Ungeduld war auf dem Siedpunkt angelangt und würde sich, wenn Napoleon III. und die pariser Conferenz nicht vor dem Juli fertig geworden wären, unfehlbar von der Tribune der Schützen in einer Weise entladen haben, die für die politische Zukunft mehr als einer Koryphäe des Tages gefährlich werden konnte. Dann wäre nach Noten radicalisirt worden, so laut, daß man dieses Geräusch auch außerhalb unsrer Grenzen vernommen haben würde. Daß die aufs Höchste gespannte Ungeduld denn doch bei Zeiten ihre Erlösung fand und die ganze Frage selbst eine dem Schweizervolk zusagende Lösung, das hat dem eidgenössischen Schützenfest von 1857 einen spe-

cifischen Charakter verliehen, der es nach dem Urtheil aller zum schönsten stempelte, welches in der Schweiz je gefeiert wurde. Der Geist, der hier herrschte, war die in den Frieden übersezte Kampffreudigkeit des vorangegangenen Winters. Man freute sich innig, nach einem Vierteljahrhundert wechselvoller, zuweilen blutiger innerer Kämpfe sich eben wieder zu einer Nation zusammengefunden zu haben. Man war stolz darauf, der Welt als einiges, entschlossenes, zur Bertheidigung seiner Existenz ganz anständig ausgestattetes Volk erschienen zu sein. Man gelobte sich, in ähnlichen Krisen ebenso treu und entschlossen wieder zusammenzustehn, möchten unterdessen die verschiedenen Parteien ihre kleinen Zänkereien noch so eifrig miteinander ausgefochten haben. Alles ohne Offensive oder Drohung oder Hochmuth, am allerwenigsten propagandistisch gefärbt. Das war der Charakter des Festes. Und wie sehr man geneigt war, fremde Gäste an unserer nationalen Freude Theil nehmen zu lassen, davon wissen die Schützen aus Bremen zu erzählen. Vielleicht auch einer Ihrer unmittelbaren Landsleute. Hier wenigstens wurde versichert, jener deutsche Minister, der sich eines Mittags incognito durch die Festbütte führen ließ und von einem treuherzigen drallen Reiger und trefflichen Pontonieroffizier in Civil angerufen wurde: „Herr Minister! wollen Sie mit einem radicalen Berner anstoßen? — „Warum nicht?“ — Prosit! es lebe die Schweiz und alle vernünftigen Leute! — — und welcher Minister beim Weggehen geäußert haben soll, seine Begriffe von republikanischem Thun und Treiben hätten einen bedeutenden Stoß erlitten, dieser Minister, heißt es, sei eine Ihrer sächsischen Excellenzen gewesen.

Rechnen Sie zu jener politischen Stimmung hinzu: zehn Tage unvergleichlichen Wetters, die weltberühmte Schönheit des Festplatzes (der Enge) mit herrlicher Aussicht in die Alpen, die gleichzeitige Industrieausstellung, den eben erfolgten Ausbau des neuen Bundespalastes, den sich der Souverain auch einmal ansehen wollte, die Neuheit der Eisenbahn, — dann glauben Sie auch an die nationale Völkerwanderung, die sich in diesen Tagen nach Bern wälzte und zeitweise den Festplatz so stark anfüllte, wie der süße Mob von London den Hydepark, wenn er gegen die Sonntagsstrenge oder Louis Napoleon demonstrieren will, nur mit dem Unterschied, daß sich unser Souverain bei weitem manierlicher auführte.

Fast gleichzeitig mit dem Schützenfest wurde die allgemeine schweizerische Ausstellung eröffnet. Sie zerfiel in vier Abtheilungen: in eine literarische, künstlerische, industrielle und landwirthschaftliche. Die ersten beiden beherbergte das Bundesrathhaus, die dritte eine neuerrichtete Kaserne, die vierte (erst im Herbst eröffnete) fand Unterkunft in den Gebäulichkeiten des Schützenfestes. Diese Zerstreung in verschiedene, größtentheils voneinander ziemlich entfernte Localitäten deutet schon an, daß man auf ein knappes Bud-

get angewiesen war und daher die äußere Erscheinung mit ihrer republikanischen Einfachheit weit hinter ähnlichen Unternehmungen monarchischer Staaten zurückstehn mußte. Die Ausstellung konnte sich in dieser Beziehung trösten mit jenen Mädchen, welche, mit den Vorzügen der sterblichen Menschen nicht überreichlich ausgestattet, dafür um so mehr sich auf ihren „innern Werth“ zu Gute thun. Und auch diesen innern Werth wollten die Kritiker nur bei der industriellen und der landwirthschaftlichen Ausstellung, Abtheilung Hornvieh, gelten lassen, gar nicht sonderlich bei den übrigen.

Die literarische Ausstellung war in der That eine zu professorenhafte Idee und hat denn auch völlig Fiiasco gemacht. Der Volkswitz applicirte auf sie das Wort jenes Bauers aus Suggisberg, der, wegen einer moralisch nicht ganz richtigen Affaire vor den Pfarrer citirt und zur Rede gestellt, antwortete: „Herr! d' Sach isch nit sufer, mir wei d'rvo so wenig rede — n — as mugli.“ (Herr Pfarrer! die Sache ist nicht sauber, wir wollen davon so wenig reden als möglich). Die literarische Ausstellung hatte nur dann Verstand, wenn der geheime Hintergedanke der Gründung einer Nationalbibliothek offen ausgesprochen und die ebenso offene Antwort der Schriftsteller und Verleger abgewartet worden wäre. Fand der Gedanke Anklang, desto besser; fand er keinen oder nur geringen, dann hätte man die Sache bleiben lassen sollen. So wie sie angegriffen worden, witterte mancher Verleger den Braten und wollte sich nicht in die Gefahr begeben, seinen Verlag unter dem Deckmantel des Patriotismus wegschnappen zu lassen; so wurde andererseits unendlich viel Maculatur hin und hergeschleppt, mit artigen Kosten, ohne allen Nutzen für die Wissenschaft und den wissenschaftlichen Ruf der Schweiz, und endlich auch zum Gespötte derer, die sich mit dem Ding abquälen mußten.

Auch die Kunstausstellung blieb weit hinter den Erwartungen zurück. Eine bedeutende Zahl der ersten schweizerischen Künstler hatte nichts eingeschickt, und das Comité dieser Abtheilung der Ausstellung war viel zu nachsichtig gegen die Mittelmäßigkeit, der es die Aufnahme hätte verweigern sollen. Man konnte daher trotz einiger vortrefflicher Werke — wobei in der Historienmalerei der Tessiner Ciseri und der Züricher Boffhard, im Genre der Neuenburger von Meuron, in der Landschaft der Züricher Steffan, in der Thiermalerei der Züricher Koller, in der Bildhauerei der Urner Imhof und die Tessiner Vela und Kossi die Palme davontrugen — man konnte, sage ich, die auswärtigen Besucher nur bitten, aus dieser Ausstellung ja keinen Schluß auf den Stand der schweizerischen Kunst ziehen zu wollen. Man thäte ihr sehr Unrecht, denn sie ist gottlob weiter vorgeschritten und reicher entwickelt.

Ein besseres Aussehen hatte die Industrieausstellung. Bei aller Einfachheit und bei aller Kleinheit der Proportionen boten einige Säle einen Anblick, von welchem Franzosen gestanden, daß das Arrangement der Waaren geschmack-

voller gewesen sei, als bei der Ausstellung in Paris. Und was den „inneren Werth“ betrifft, um wieder auf diesen zu kommen, so haben sich in- und ausländische Kenner höchst befriedigt ausgesprochen, trotzdem daß die spärlich zugemessene Zeit zwischen der Ankündigung und der Eröffnung der Ausstellung, die außerdem durch den Kriegslärm des Winters um ein paar weitere Monate verkürzt worden war, manche empfindliche Lücke spüren ließ. Die sehr wichtigen Industrien der Seidentücher von Zürich und der Bijouterien von Genf waren weniger als knapp vertreten. Am vollständigsten und reichsten glänzten die Cantone St. Gallen und Appenzell mit Baumwollfabrikaten aller Art, voraus mit den weltberühmten Stickereien, und Basel mit den Seidenbändern, deren Concurrenz Lyon und St. Etienne spüren. Gut vertreten waren die neuenburger Berge sammt ihren Filialen im berner- und waadtländer Jura mit Uhren und Spieldosen, Glarus durch seine orientalischen Artikel, das berner Emmenthal durch seine Linnen, der berner Jura durch seine Eisenindustrie, Zürich und Winterthur durch ihre vorzüglichen Maschinen, Aargau durch seine Strohflechtereien, ferner die übrigen Baumwolldistricte in Garmen und Tüchern, die neuentstandenen und in verschiedenen Cantonen hübsch hervorblühenden Jaqueterien, zu welchen Interlaken den Anstoß gegeben hat. Auch die Pianofortefabrikation gedeiht in Zürich vortrefflich und versieht nicht nur das Inland, sondern in stets wachsender Menge auch das Ausland mit preiswürdigen Instrumenten.

Auffallend war die verhältnißmäßig geringe Betheiligung des Handwerksstandes, obshon der Impuls zur ganzen Unternehmung gerade aus diesen Kreisen hervorgegangen. Die guten Leute rechneten auf eine Verlosung der Ausstellungsgegenstände, wie es zuweilen bei partiellen Ausstellungen vorgekommen ist; als aber die große Industrie erklärt hatte, unter solchen Umständen nicht mitmachen zu wollen, und aus andern triftigen Gründen die Lotterie ausgeschlossen worden war, zog sich das niedere Handwerk grollend in seine Boutiquen zurück. Und doch konnte grade für dieses die Ausstellung am meisten von Nutzen sein. Die große Industrie hatte in London und Paris Vorbeern genug geholt, um sich auf dem Weltmarkt zu accreditiren; wenn sie sich herabließ, auch in Bern noch aufzutreten, so rechnete man es ihr als reinen Patriotismus an. Das Handwerk hingegen hat nöthig, besser gekannt zu sein, und — sich selber zu kennen, um aus der theilweise gedrückten Lage herauszukommen. Der unbenutzte Anlaß kehrt nicht so bald wieder, unterdessen wird man neuerdings allerlei socialistisch angelaufene Lamentarien und halblaute Sehnsuchtsseufzer nach der Wohlthat des Schutzolls zu hören bekommen. Daß doch die Menschen sich so gut auf die Fehler der Welt verstehen, nur nicht auf ihre eigenen! Haben Sie das in Deutschland auch so?

Die landwirthschaftliche Ausstellung zerfiel in zwei Theile. Die Erzeugnisse

des Ackerbaues, sammt den hierzu gehörigen Instrumenten veranlaßt zu keiner besondern Bemerkung für ein auswärtiges Publicum. Die Abtheilung des Hornviehs war dagegen als ein Ereigniß zu betrachten. Sie hatte auch etwas Poetisches trotz des landwirthschaftlichen Beigeruchs. Wenn Sie mirs nicht glauben wollen, so verweise ich Sie auf die Hunderte hübscher Bernermädchen mit seidenen Miedern und silbernen Kettchen, und auf die Menge vornehmer Crinolinen, die sich nicht scheuten, inmitten des Gemuhs, des Schellenklangs und Gejodels am Arm ihrer Beschützer die Gassen der kollossalen Stallung zu durchwandern. Kenner versichern, daß hier mehr preiswürdige Waare versammelt war, als bei den internationalen Ausstellungen in Paris, wo bekanntlich die Schweiz neben England die Concurrnz am glänzendsten bestanden hat. Bei weitem weniger gut war man dagegen auf die Anordnung zu sprechen. Wer nicht von vornherein die gehörige Kenntniß mitbrachte, konnte sich in der Masse unmöglich recht belehren, da jede über Race, Herkunft u. s. w. unterrichtende Tafel fehlte. Als einziges Eintheilungsmoment wurde die Farbe in Betracht gezogen, indessen den Unterschied zwischen braun und rothweiß oder schwarzweiß konnte ein geübtes Auge am Ende auch selbst herausfinden. Das Schlimmste aber ist, daß das Preisgericht die Braunen und die Gefleckten zu besondern Racen creirte, ohne auf die übrigen, d. h. die allerwesentlichsten Charaktermerkmale einer Race Rücksicht zu nehmen. So kam es, daß sich das unschädliche Rindvieh unseres Landes bei dieser Ausstellung plötzlich auf zwei Racen reducirt sah, während die Naturgeschichte mit aller Bestimmtheit schon im gefleckten Vieh wenigstens drei charakteristisch ausgeprägte Racen unterscheidet, (roth und weiß gefleckte vom Simmenthal im berner Oberland, roth und weiß gefleckte Vienständer à la Durham von Adelboden im berner Oberland, schwarz und weiß gefleckte von der Gruyère freiburger Oberland), und dem braunen Vieh mehr als drei Racen zukommen, von welchen ich z. B. erwähne: die Nigirace (Schwyz), die Brünigrace (Obwalden und Unterwalden), die Graubündnerrace, — wobei zu bemerken, daß sich sämmtliche Racen erst nach ihren deutlich ausgeprägten Schlägen und Abarten ausweisen. So hat die Weisheit des Preisgerichts die an Mannigfaltigkeit der Racen und Schläge überreiche Schweiz auf einmal arm gemacht, grade an der Stelle, wo der Reichthum des Landes recht prägnant der Welt zur Schau gestellt werden sollte. Und die Repräsentanten dieser Racen und Schläge waren alle da; nur das Preisgericht wollte sie nicht sehen. Hierüber großer Jammer bei vielen Kennern, (zu welchen Sie mich übrigens bei Leibe nicht zählen mögen!) und eben erst ausbrechender eifriger Kampf unter den Meistern des Fachs. Unterdessen werden in unsern Cantonen gleichwol Milch und Honig fort fließen, die erstere, um die Wangen unserer algauer Schönen zu röthen, der letztere, um den Gaumen der sämmtlichen Touristen zu figeln.

Kaum war der Klang der abziehenden Herdeglocken in den Straßen der Bundesstadt verhallt, so riefen die Kirchenglocken den hohen Souverän schon wieder zu einer feierlichen Action: zur Wahl des Nationalraths. Der Wahlact ging fast in der ganzen Schweiz in größter Ruhe vorüber, hier und da sogar unter sichtlichlicher Apathie, in welcher sich das hier und da ein Wischen blasirte Zürich besonders auszeichnete. Zwar hatten die Malcontenten von Genf einige Wochen lang Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen versucht, um dem Schweizervolk begreiflich zu machen, daß es, genau betrachtet, abscheulich regiert sei. James Fazy und sein Troß thaten das Ihre in der *Revue de Genève*, Hr. Reichsregent Vogt das Seine in einem Provinzialblatt des Cantons Bern, dessen früherer Redacteur, Hr. Deutschkatholik Doviati, zur Zeit des Winteraufgebots wegen Schimpfreden auf den König von Preußen polizeilich ausgewiesen, und über den Kanal transportirt worden war. Das Zeug „achtundvierzigerlete“ zu sehr, wie man bei uns sagt. Unser Volk hat für Reichsregentschaften keinen Magen noch Geschmack, und die Kunst am besten zu schimpfen ist ihm kein Kriterium des besten Regenten: dafür hat es eine bald dreißigjährige Erfahrung hinter sich. Die Sache drohte dem nationaleren Theil der radicalen Partei zu schaden, es erfolgte in dem Blatte, das man als Organ des Bundesrathes Stämpfli betrachtet, ein verständlicher Wink und — auf einmal war die Eidgenossenschaft wieder ganz passabel regiert. Die, von denen ich eben rede, pflegen sich mit Vorliebe die „Unabhängigen“ zu nennen. Das Volk übrigens nahm von der Episode wenig Notiz. Es hatte seine Rechnung schon gemacht, die Ereignisse des Jahres hatten zu deutlich gesprochen, die alles Uebrige beherrschende neuenburger Frage lag klar genug vor, als daß es zu seinem Urtheil eines Wegweisers bedurft hätte. Das Volk sagte sich: die Herren in Bern haben sich brav gehalten; als man uns grob kam, kamen sie auch grob, als man uns die Hand bot, schlugen sie ein; sie haben die Sache glücklich zu Ende gebracht; sind zufrieden mit den Herren in Bern, sollen weiter regieren.

Das Resultat der Wahlen war eine glänzende Approbation der bisher befolgten eidgenössischen Politik und ein ebenso glänzendes Zutrauensvotum für den Bundesrath, dessen sämmtliche Mitglieder überdies in ihren Heimathcantonen gewählt wurden, obschon sie zur Conservirung ihres Regierungsfauteuils einer solchen Wahl gesetzlich nicht nöthig haben, und sie daher immer als Ehrengeschenk betrachten können. Auch das Stimmverhältniß der Parteien unter sich wurde nicht wesentlich alterirt; die Conservativen haben einige Stimmen und tüchtige Köpfe gewonnen, doch disponiren sie im Verein mit den Ultramontanen nicht über mehr als 30 bis 35 Stimmen in der 120 Mitglieder zählenden Behörde.

Einzig in den Cantonen Waadt, Neuenburg und St. Gallen ging es bei

den Wahlen etwas hitziger zu. In Neuenburg und St. Gallen waren die bewegenden Ursachen von cantonaler Natur. In Neuenburg nahmen die feindlichen Brüder der republikanischen Partei, Gouvernental-Notabeln und s. g. Independenten, den durch die Insurrection vom 3. September 1856 unterbrochenen Kampf wieder auf, der seine erste Quelle in persönlichen Rivalitäten, seine zweite und hauptsächlichste in den gegnerischen Eisenbahnprojecten Jura industriel (Breges) und Franco-suisse (Traverssthal) hatte. Die Regierungspartei siegte mit überraschendem Mehr über die vereinigten Independenten und ehemaligen Royalisten. In St. Gallen galt es, die seit dem letzten Mai beinahe gleich starken Parteien des Liberalismus und des Ultramontanismus zu wählen. Auf beiden Seiten wurden alle irgend erlaubten Anstrengungen gemacht und aus beiden Lagern so zu sagen Stein und Bein auf den Wahlplatz pouffirt. Bei einer Gesamtwählerzahl von 36,000 siegten die Liberalen mit 2—3000 Stimmen über die Gegner. Die weitere Entwicklung der Dinge in diesen beiden Cantonen wird der schweizerischen Presse noch viel zu sprechen geben, die in St. Gallen hat auch für ein größeres Publicum Interesse, weil die Bestrebungen des dortigen Ultramontanismus einen Ring in der Kette der großen römischen Aggressivbewegungen unserer Zeit bilden. Im Canton Waadt klang die Dronbahnfrage nach. Doch war die dortige Regierungspartei ihres Sieges so viel wie gewiß, zumal sich ihr wegen der Eisenbahninteressen einige der hervorragendsten conservativen Führer zugesellt hatten, wofür sie dann auch dankbar auf die Liste der Liberalen genommen wurden. Der Wahlkampf dieses Cantons bot deshalb nur wegen des Nebenumstandes Interesse, daß sich die Mehrheit der Regierung in den Kopf gesetzt hatte, den Bundespräsidenten Fornerod zu stürzen, auf dessen Sitz ein oder zwei Mitglieder jener Regierung speculirten. Fornerod war zwar während der Eisenbahndebatten immer ganz einig mit der Regierung von Waadt und den waadtländischen Repräsentanten gegangen und hatte im Bundesrath wie im Nationalrath und Ständerath sein Möglichstes gethan, um die Interessen des Waadt zum Sieg zu bringen. Als aber nichts desto weniger der Entscheid für diesen Canton ungünstig ausgefallen war, lag ihm als Mitglied des Bundesraths die Pflicht ob, die Beschlüsse auszuführen. Die Regierung setzte der Execution einen ganz sinnlos verfassungswidrigen Widerstand entgegen; da trat Fornerod mit einem offenen Brief vor seine cantonalen Landsleute, um seine Stellung wie die des Canton zu erklären. Diesen ganz demokratischen Schritt, der auf die übrige Schweiz den besten Eindruck machte, qualifcirten seine Gegner, oder besser Reider, als Verrath am Heimathscanton. Die Wähler von Lausanne, Vevey und Aigle ließen sich jedoch nicht irremachen und wählten Fornerod mit sehr ansehnlichem Mehr.

Von dem ganz im Sinn des bestehenden Systems erneuerten Cantonalrath und dem im Wesentlichen gleichgearteten Ständerath ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß er auch den Bundesrath und seine bisherige Zusammensetzung bestätigen würde. So geschah es denn auch. Die Mitglieder der obersten Executive wurden vom ersten bis zum letzten wieder gewählt, an der Spitze, wie immer seit 1848, mit fast an Einstimmigkeit grenzendem Mehr Dr. Furrer von Zürich. Furrer ist ohne Frage der populärste aller schweizerischen Staatsmänner und die politische Seele des Bundesrathes seit seiner Gründung. Hätten wir die amerikanische Präsidentenwahl, so würde er sicherlich auch beim Volke bei weitem die größte Stimmenzahl auf sich vereinigen, und selten hat ein Mann durch die Vorzüge des Charakters wie des Talentes die Gunst des Volkes besser verdient. Der Zweitgewählte war Dr. Stämpfli von Bern. Stämpfli ist das thatkräftigste Mitglied des Bundesrath. Herr von Sydow vergaß zu erzählen, wie wenig sich der Bundespräsident von 1856 einschüchtern ließ. Sein Steckpferd ist die Dronbahn, die er, im Gegensatz mit allen seinen Collegen, bei der Bundesversammlung durchzubringen mußte und nun in ihrer Fortsetzung als Westostbahn (Bern—Luzern—Zürich) weiter patronisirt. Die im Canton Bern herrschende liberale Partei folgt ihm fast blindlings, und da Bern bekanntlich der größte und im Cantonalrath am stärksten (mit 23 Köpfen) repräsentirte Canton ist, so darf Stämpfli hier immer auf einen sehr respectablen Anhang zählen. Dies verführt ihn aber nicht selten, an eidgenössischer Stelle zu stark den Berner hervortreten zu lassen, was hinwieder seinen Gegnern eine Waffe in die Hand liefert, unter welchen der nicht minder hartnäckige Escher von Zürich der gefährlichste ist. Der Drittgewählte war Knüsel von Luzern, in welchem die liberalen Katholiken der innern Schweiz einen Vertreter haben. Es folgte Frey-Herosée von Aargau, unser Kriegsminister und Chef des Generalstabes beim Aufgebot des letzten Winters und früher im Sonderbundfeldzug. Auf diesen Räff von St. Gallen. Da in neuerer Zeit die Disciplin im Postwesen nicht überall mit der gewünschten Schärfe gehandhabt zu werden scheint, so hatte Herr Räff, der Chef dieses Departements, manche herbe Angriffe zu bestehen; die Ständeversammlung ehrte aber in seiner Wiederwahl ein unvergleichliches Geschick, alle irgendwie praktikablen Ideen im Gebiete des Post- und öffentlichen Bauwesens mit gesundem Blick und ruhigem Muth ins Leben zu führen. Unter seiner Leitung ist das schweizerische Telegraphenwesen nach den wenigen Jahren seiner Existenz zum Muster für andere Staaten geworden, so daß beim letzten internationalen Telegraphencongrès zu Paris mehre bei uns practicirte Grundsätze zu allgemeingiltigen erhoben wurden und Oestreich unsern vorletzten Telegraphendirector nach Wien gezogen, ja sogar die hohe Pforte bei uns Beamte gesucht hat. In rascher Folge gingen auch Fornerod von Waadt und Pioda von Tessin so zu

sagen unbestritten aus der Wahlurne hervor. Bundespräsident für 1858 wurde Furrer, Vicepräsident Stämpfli.

Auch vor diesem Wahlaet hatten die Radicales von Genf das Wasser zu trüben versucht. Eine zu diesem Zweck veranstaltete Vorversammlung fand sich aber, sehr wider Erwarten der Anordner, von so vielen Anhängern des bestehenden liberalen Systems besucht, daß der Schlachtplan der Radicales, wenn sie überhaupt einen solchen hatten, gar nicht zur Ausführung gelangen konnte. Die Herren mußten ganz gut, was sie umstürzen wollten, nicht aber, was aufriichten. In diesem Sinn sprach sich u. a. auch der Ständerath Vogt mit rührender Offenheit aus. Sie sehen, es gibt alleweil Leute in der Politik die nichts vergessen, sie brauchen aber nicht immer Bourbons zu sein.

Die Wuchergesetze und ihre Suspension in Preußen.

Der Kampf um den Zinsfuß ist bekanntlich fast so alt als die Geschichte aller der Völker, die durch ihre Entwicklungsfähigkeit unser Interesse vorzugsweise fesseln. Wir finden ihn in Griechenland und namentlich in Athen, wir sehen ihn in dem heißen Parteienstreit, der die ersten Jahrhunderte der römischen Republik erschütterte, eine hervorragende Rolle spielen und unsere Sympathien sind dabei durchaus auf Seiten derer, die unter der Ausbeutung eines unbarmherzigen Capitalistenstandes seufzen. Das jüdische Recht verbietet das Zinsennehmen von Stammesgenossen, gestattet es aber — höchst bezeichnend für den Gesichtspunkt, unter welchem man damals den Zins betrachtete — Fremden gegenüber, die im Alterthum überhaupt für rechtlos galten. Durch das ganze Mittelalter ziehen sich Zinsbeschränkungen und Verbote.

Alles dieses und noch viel mehr antiquarische und neuere Notizen sind in unserm Ober- und Unterhause vorgebracht worden, um die Aufhebung der Wuchergesetze zu verdammen und den Beweis zu führen, daß nur die Frivolität unserer leichtsinnigen Zeit oder eine verblendete Theorie so vermessen sein könnte, sich gegen die allgemeingiltige Weisheit so vieler Völker und so langer Jahre zu empören. Merkwürdigerweise aber ist keiner der Redner, die für die Resolution gesprochen haben, so weit gegangen, den Zins überhaupt für unrechtmäßig und verwerflich zu erklären, obgleich sich außer der beliebten Auctorität des kanonischen Rechts noch mancher hübsche und bestechende Grund dafür anbringen ließe, z. B. daß, wer heute 100 Thlr. in einen wohl verschlossenen Kasten legt, jedenfalls getäuscht sein würde, wenn er sie nach einem Jahre um die gesetzlichen 5 Procent vermehrt erwarten sollte; oder daß der Zins